

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Eine Art zynischer Talibanismus“

Der US-Schriftsteller Philip Roth über politische Korrektheit an den Hochschulen, Präsident Bush, das Schreiben im vorgerückten Alter und seinen neuen Roman „Der menschliche Makel“

SPIEGEL: Mr. Roth, Ihr Roman „Der menschliche Makel“, der jetzt in Deutschland erscheint, ist ein Sittenbild des modernen Amerika*. In einer der eindrucksvollsten Szenen beschreiben Sie einen Vietnam-Veteranen, der mit einer Selbsthilfegruppe in ein China-Restaurant geht, um seinen Rassenhass zu überwinden. Wie kommen Sie auf solche Szenen?

Roth: Nach Veteranen aus Vietnam müssen Sie in Amerika nicht lange suchen. In meinem kleinen Dorf in Connecticut gibt es welche, aber weil mir das nicht genügt hat, bin ich dazu für ein paar Tage zum Vietnam-Denkmal in Washington gefahren.

Diese Rückkehrer aus dem Krieg sind auch nach 30 Jahren noch ziemlich angeschlagen, niemand will etwas von ihnen wissen. Deshalb sind sie froh, wenn einer vorbeikommt und ihnen für ein paar Stunden zuhört.

SPIEGEL: Wie genau wollen Sie über deren Schicksale Bescheid wissen?

Roth: Mir genügt es, eine Ahnung davon zu bekommen. Solche Recherchen sind für mich der Funke, an dem sich meine Phantasie entzündet. Gewöhnlich drängt sich mir eine Szene von allein auf,

aus dem Nichts. Dann schreibe ich sie einfach, wie sie mir in den Kopf gekommen ist.

SPIEGEL: Der tragische Held Ihres Romans ist ein Mann, der als Kind schwarzer Eltern so hellhäutig geboren wird, dass es für ihn möglich ist, seine Identität zu fälschen. Er gibt vor, Jude zu sein, und steigt zu einer Art Starprofessor auf, bis eine Intrige, geführt mit den Waffen der politischen Korrektheit, erst seinen Ruf, dann seine Existenz vernichtet. Gab es Menschen wie ihn in Wirklichkeit?

Roth: Es mögen vielleicht nicht Millionen gewesen sein, aber damals in den dreißiger und vierziger Jahren war diese Art der

Identitätserfindung für einige Schwarze der einzige Weg, um ihrem ghettoisierten Leben zu entgehen. Sie brauchten dazu eine helle Haut, eine Mittelklasse-Herkunft und die Fähigkeit, sich sprachlich vom „black talk“ abzusetzen. Solche Lebenslügen waren für viele Schwarze Voraussetzung für eine ordentliche Existenz.

SPIEGEL: Ihr Held, Coleman Silk, geht so weit, sich von der eigenen Mutter loszusagen. Er gestattet ihr nicht mal, die Enkelkinder zu sehen.

Roth: Coleman Silk ist radikal in seiner Form der Identitätserfindung. Bei ihm stellt sich die alte Frage des Sophokles nach Freiheit und Schicksal. Wie frei sind wir, unsere Existenz zu bestimmen? Silks Problem ist, dass er mit

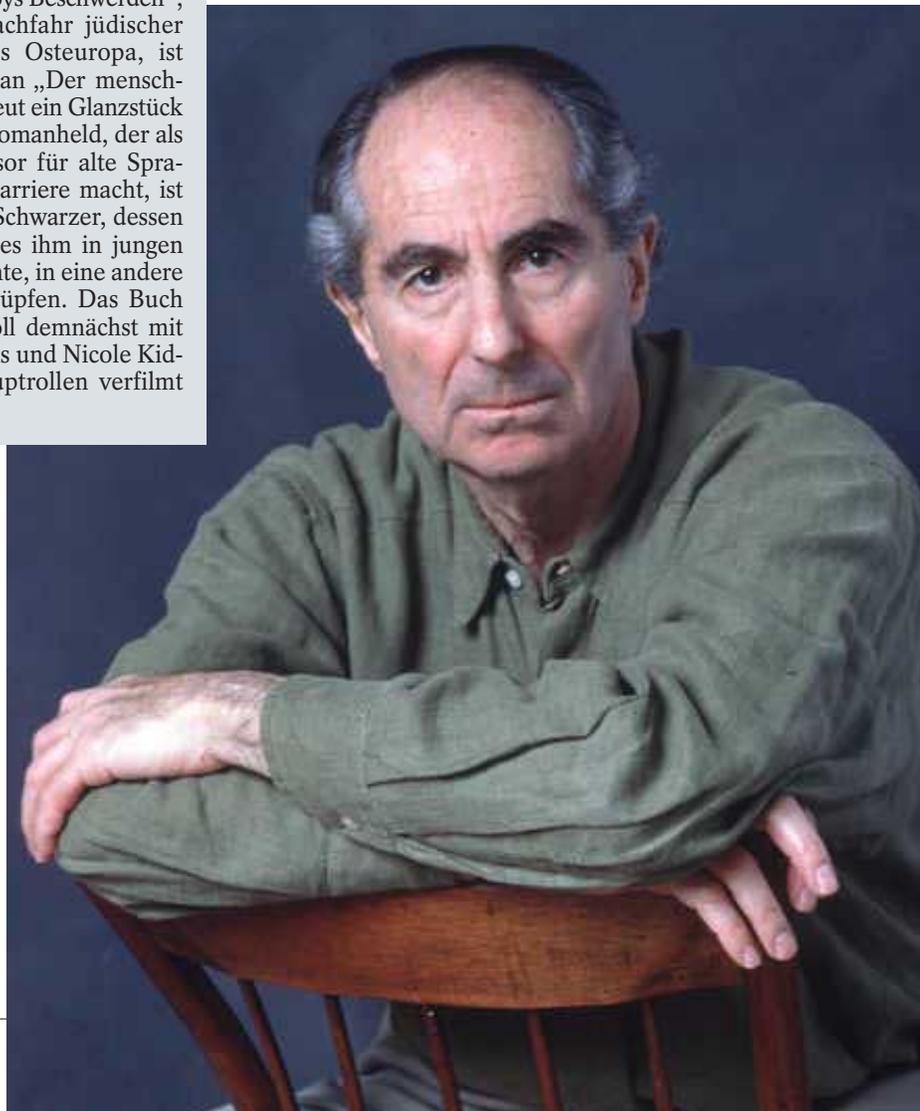
seiner Lüge lange Zeit großen Erfolg hat. Darum versucht er, sie mit allen Mitteln abzusichern. Er wird blind für andere Gefahren. Mit der Intrige der politischen Korrekten rechnet er keine Sekunde. Er ist wie ein Fußballspieler, der, den Ball unter den Arm geklemmt, eilig nach vorn rennt und dann von der Seite her angegriffen wird. Er versucht, seinen Verfolgern zu entkommen, und schafft das – nur um dann von anderen Verfolgern vernichtet zu werden.

SPIEGEL: Das klingt in Amerika, jenem Land, das sich dem Streben nach Glück verschrieben hat, reichlich fatalistisch.

Roth: Nehmen wir das Beispiel von John F. Kennedy. Er wurde nicht vom Schicksal bestraft, weil er reich war. Er wurde nicht bestraft, weil er schön war. Er wurde nicht bestraft, weil er ein wildes Sexleben hatte. Er wurde nicht bestraft, weil er in-

Philip Roth

zählt zu den vorzüglichsten Erzählern der USA. Dem einstigen Skandalautor („Portnoys Beschwerden“, 1969), einem Nachfahr jüdischer Einwanderer aus Osteuropa, ist mit seinem Roman „Der menschliche Makel“ erneut ein Glanzstück gelungen. Sein Romanheld, der als jüdischer Professor für alte Sprachen zunächst Karriere macht, ist in Wahrheit ein Schwarzer, dessen helle Hautfarbe es ihm in jungen Jahren ermöglichte, in eine andere Identität zu schlüpfen. Das Buch von Roth, 68, soll demnächst mit Anthony Hopkins und Nicole Kidman in den Hauptrollen verfilmt werden.



* Philip Roth: „Der menschliche Makel“. Aus dem Amerikanischen von Dirk van Gunsteren. Carl Hanser Verlag, München; 400 Seiten; 24,90 Euro.



J. SCOTT APPELWHITE / AP

US-Präsidenten Bush, Clinton*

„Die Konservativen nahmen die Sex-Affäre zum Vorwand für eine Hexenjagd“

telligent war. Bis heute wissen wir nicht, wofür Kennedy bestraft wurde. Die immer neuen Verschwörungstheorien, die über seine Ermordung aufgestellt werden, kreisen alle um dieselbe Frage: warum?

SPIEGEL: Trotzdem war sein Tod kein unerklärliches Schicksal. Kennedys Reichtum, sein gutes Aussehen, seine Intelligenz führten dazu, dass er Macht gewann, und diese Macht wollten seine Feinde zerstören. Bei Ihrem Helden Coleman Silk ist es ähnlich. Als Dekan macht er sich andere Professoren zu Feinden, die auf einen Anlass warten, ihn zu vernichten...

Roth: ... Silk geht eines Tages eine Anwesenheitsliste durch und fragt bei den Namen zweier Studenten, die noch nie zum Unterricht erschienen sind, ob es die wirklich gebe oder ob sie „spooks“ seien, was im Amerikanischen so viel bedeutet wie Phantome oder Gespenster. Vor langer Zeit war das zudem ein abfälliger Ausdruck für Afro-Amerikaner. Und diese Nebenbedeutung wird Silk zum Verhängnis.

SPIEGEL: Weil es sich, was er nicht wusste, bei den beiden Studenten um Schwarze handelt. Kann politische Korrektheit an den Universitäten der USA wirklich so absurde Konsequenzen haben?

Roth: Es mag einmal gute Gründe gegeben haben für „political correctness“, damals, als es noch massive Diskriminierung in den USA gab. Aber was sich heute an vielen Universitäten abspielt, hat ein unerträgliches Maß der Dummheit erreicht. An diesen Institutionen wird politische Korrektheit gezielt als Waffe des Opportunismus eingesetzt.

SPIEGEL: Haben Sie selbst deshalb aufgehört, an Colleges zu unterrichten?

Roth: Als ich vor drei Jahren noch einmal an die Universität zurückgekehrt bin, war



REUTERS

ich entsetzt über die Vorurteile und die intellektuelle Enge, gegen die die Studenten ankämpfen müssen. Besonders den jungen Frauen wurde in den letzten Jahren so viel Mist aufgebürdet, dass sie praktisch nicht mehr frei denken konnten. Die beste Zeit als Dozent hatte ich Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre. Das war der Augenblick der wahren Emanzipation. Die Frauen waren alles andere als verängstigt und unterdrückt. Sie waren hellwache Geister. Als Lehrer freut man sich über jeden, der helle ist – völlig egal, ob es sich dabei um einen Affen, einen Mann, eine Frau oder einen Fünfjährigen handelt. Jede Art von Intelligenz ist begrüßenswert.

SPIEGEL: Halten Sie politische Korrektheit für eine Art moderner Verschwörung?

Roth: Die Studenten werden auf üble Art indoktriniert, hauptsächlich, weil sie jung sind und sich nicht wirklich gegen ideologische Tyrannei wehren können. Ein Freund von mir, der an einem College lehrt, wo die Studenten 30 000 Dollar pro Jahr zahlen, darf nicht mehr Homers „Ilias“ im Unterricht behandeln, weil der Hauptheld Achill ein viriler Typ ist, den die „p.c.“-Kommissare als Feind gebrandmarkt haben. Achill ist ein männliches Chauvinistenschwein. Mein Freund, der ein exzellenter Lehrer ist, beginnt seine erste Vor-

lesung jetzt immer mit zwei Sätzen. Erstens: „Ich hasse Frauen.“ Zweitens: „Wenn Sie hierher gekommen sind, um irgendwelche politisch korrekten Weisheiten zu lernen, dann gehen Sie bitte.“

SPIEGEL: Politische Korrektheit ist so etwas wie der Puritanismus der Linken. Ihr Buch spielt im Jahr 1998, und es handelt auch vom Puritanismus der Rechten, die Bill Clinton wegen einer Sex-Affäre aus dem Amt jagen wollten. Wie kommt es in den USA zu solchen Hexenjagden?

Roth: An vielen Universitäten herrscht eine Art zynischer Talibanismus, aber die Jagd auf Clinton setzte dem Zynismus die Krone auf. Die Konservativen im Kongress wollten Clinton als Präsidenten vernichten und nahmen die Sex-Affäre zum Vorwand. Die Medien warfen sich darauf, weil Schmutz wie dieser riesige Einschaltquoten garantiert. Dennoch hat Clinton am Ende gewonnen, weil die Leute merkten, wie verlogen die ganze Sache war. Er wurde nicht seines Amtes enthoben und schloss seine Amtszeit mit einer hohen Zustimmungquote ab. Amerika ist im Grunde kein puritanisches Land. Jeder weiß das, der hier einmal einen Zeitungskiosk betrachtet, ein Kino betreten, Fernsehen geguckt, ein Gespräch unter Teenagern belauscht hat oder auch nur ein paar Straßen in der Stadt entlangspaziert ist.

SPIEGEL: Dennoch hat sich bei der letzten Präsidentenwahl ein Kandidat durchgesetzt, der gottesfürchtig versprach, das Weiße Haus von den Beschmutzungen Clintons zu reinigen. Was halten Sie von Bush?

Roth: Es ist jetzt 12 Uhr mittags. Wahrscheinlich schläft er noch. Nach dem Workout legt er sich gern ein wenig hin.

SPIEGEL: 80 Prozent der Amerikaner sind mit Bush, vor allem seit dem erfolgreichen Waffengang in Afghanistan, sehr zufrieden. Selbst viele seiner Kritiker finden, er sei in der Krise nach dem 11. September von einer Marionette zu einem überzeugenden Staatsmann gewachsen.

Roth: Das ist alles Fassade. Den Krieg haben Männer wie Rumsfeld, Wolfowitz, Cheney, Powell und ein paar sehr fähige und kundige Pentagon-Generäle geführt. Bush bekommt nicht mal einen simplen Aussagesatz richtig hin, geschweige denn einen Krieg.

SPIEGEL: Im Krieg klang er sehr entschlossen. Kam der Ernst der Lage seiner möglicherweise nicht besonders komplexen Persönlichkeit entgegen?

Roth: Der Krieg hat ihm geholfen, eine rhetorische Position zu finden. Er redet jetzt so eine Art Lastwagenfahrer-Amerikanisch: Wir werden sie finden, wir werden sie ausräuchern, wir werden sie bekommen, tot

* Mit Praktikantin Monica Lewinsky (1995).



AL BRILLO / AP

Vietnam-Veteranen in Alaska (1999): „Froh, wenn einer vorbeikommt und zuhört“

oder lebendig – das ist die Sprache eines privilegierten Unterklasse-Jungen, der so tut, als sei er tough wie einer aus der Arbeiterklasse.

SPIEGEL: In Ihrem neuesten, vor dem 11. September geschriebenen, noch nicht auf Deutsch erschienenen Buch „The Dying Animal“ beschreiben Sie die Silvesterfeiern zum Anbruch des 21. Jahrhunderts mit den Worten: „Es gab eine Menge Explosionen, aber keine war das Werk von Osama Bin Laden.“**

Roth: Eine hellsichtige Wahrnehmung? Ach nein. Es zeigt bloß, dass selbst ich ein bisschen Talent habe.

SPIEGEL: Im Ernst: Waren Sie überrascht, dass der Anschlag gut eineinhalb Jahre später stattfand?

Roth: Genauso überrascht wie jeder andere Amerikaner.

SPIEGEL: Viele Verächter des Kapitalismus, auch bei uns in Deutschland, glauben, dass Amerika diese Bestrafung verdient hat.

Roth: Wollte man dieser Logik folgen, dann hätte man mit der Bombardierung Deutschlands 1945 nicht aufhören dürfen, sondern sollte sie bis 2076 fortsetzen.

SPIEGEL: Wo haben Sie den 11. September erlebt? In Ihrem Schreibstudio auf dem Land in Connecticut, aus dem Sie alle elektronischen Medien wie Fernseher, Radio und Telefon verbannt haben?

Roth: Ich war zum Glück in New York. Ich war in meinem Club schwimmen und sah plötzlich, wie die Leute rüber zu den Fernsehern rannten. Das zweite Flugzeug schlug gerade ein, als ich dort ankam. Ich tat nichts, ich dachte nichts, ich stand nur da. Ich war nicht einmal smart genug, um Angst zu haben. Alle Brücken und Tunnel wurden geschlossen, und Manhattan war wieder eine Insel. Menschen machten sich auf, um zu Fuß nach Hause zu gehen, eini-

ge wollten in die Bronx, ein ziemlich weiter Weg. Ich ging nur so durch die Straßen. Wenn ich eine größere Menschenansammlung sah, blieb ich stehen, um zu hören, was die so redeten.

SPIEGEL: Was fanden Sie dabei bemerkenswert?

Roth: Die Ruhe und Besonnenheit, mit der die Leute der Katastrophe begegneten. Ich war in Midtown, aber ich sah niemanden schreien, niemanden rennen, niemanden weinen. Eine bestürzte Traurigkeit war die Hauptstimmung. Jeder wollte nur nach Hause. Ich blieb in der Stadt. Bis heute. Ich wollte nicht in mein Haus zurück, hundert Meilen entfernt. Die Katastrophe hat mir die Stadt wieder wichtig werden lassen.



ASHKAN SAHIMI

Autor Roth beim SPIEGEL-Gespräch*: „Ich stand nur da“

SPIEGEL: Sie waren ein Gegner des Vietnam-Kriegs, wie standen Sie zum Krieg in Afghanistan?

Roth: Ich finde, unsere Regierung hat das Richtige getan. Welches Land würde eine solche Attacke ohne Gegenschlag hinnehmen?

SPIEGEL: Im Jahr 1998 wurde Ihnen die „National Medal of Arts“ im Weißen Haus überreicht. Wie wichtig ist Ihnen eine solche Auszeichnung?

Roth: Unter der neuen Regierung hätte ich wohl keine Aussichten mehr auf einen sol-

chen Preis, also bin ich froh, dass ich ihn damals bekam.

SPIEGEL: Sie sind als Schriftsteller seit über 40 Jahren erfolgreich. Trotzdem gelten die neunziger Jahre als die Zeit, in der Sie nicht nur am produktivsten, sondern auch am erfolgreichsten waren – Sie erhielten wichtige Auszeichnungen wie den „Faulkner Award“ des Pen und den Pulitzerpreis. Woher nahmen Sie in Ihren Sechzigern diese ungebremste Schaffenskraft?

Roth: Die Leute werden nicht unbedingt langsamer im Alter. Ich zähle jetzt 68 Jahre, ein Alter, das ich absolut unvorstellbar finde, aber ich arbeite nicht weniger als sonst in meinem Leben. Ohne die moderne Medizin wäre ich längst tot – aber das ist eine andere Geschichte. Ich bin fit und fühle mich gut. Seit 1993 lebe ich allein in meinem Haus in Connecticut. Dort habe ich unablässig geschrieben, eigentlich bis zum 11. September. Nach New York kam ich bestenfalls zwei- oder dreimal im Monat. Um zum Friseur zu gehen und gut chinesisches Essen zu genießen. Gesellschaftlichen Umgang hatte ich nicht. Ich schrieb den ganzen Tag. Nach dem Abendessen ging ich wieder zurück in mein Studio, um noch ein wenig weiterzuschreiben.

SPIEGEL: Das klingt ziemlich einsam, nach einer Art Ein-Mann-Armee. Vermissten Sie nicht eine Familie, Freunde?

Roth: Die Bücher waren meine Freunde – die, die ich las, und dasjenige, das ich gerade schrieb. Wenn Sie bedenken, dass ich eigentlich nur geschrieben habe, war ich gar nicht so produktiv. Nur sieben Bücher in acht Jahren. Ich sollte mich schämen.

SPIEGEL: Die Freunde, die Sie noch vorgelassen haben, sagten über Sie: „Er ist jetzt wie Charlie Parker. Er kann jeden Ton spielen, den er hört.“

Roth: Ich war ruhig und gelassen, weil ich Zeit hatte. Natürlich ergaben sich beim Schreiben immer wieder Probleme, aber sie erdrückten mich nicht, weil ich stets wusste: Ich habe Zeit, und ich werde sie lösen. Ich war mir immer sicher: Die Zeit ist auf meiner Seite.

SPIEGEL: Auch noch mit 70?

Roth: 70 – was für eine Zahl! 67 kam mir vor wie 19. Aber 70 ist 70.

SPIEGEL: Fürchten Sie sich vor dieser Zahl?

Roth: Das Problem beim Schreiben ist nicht, dass einer mit dem Alter sein Talent verliert oder seinen Intellekt oder seinen Witz. Man beginnt sein Gedächtnis zu verlieren. Das ist das Hauptproblem.

SPIEGEL: Mr. Roth, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit den Redakteuren Thomas Hüetlin und Volker Hage in New York.

** Philip Roth: „The Dying Animal“. Houghton Mifflin, Boston; 160 Seiten; 23 Dollar.